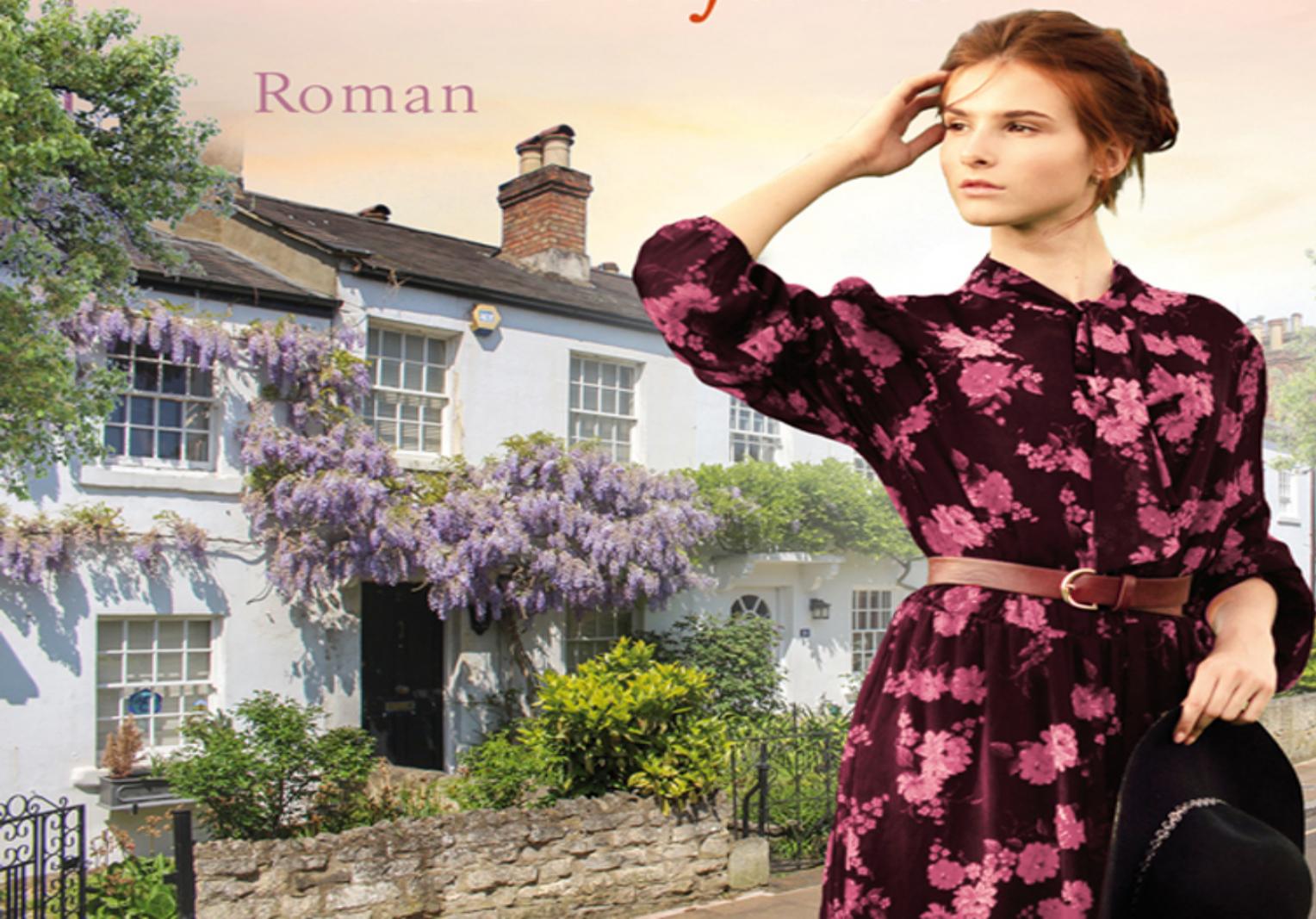


dot:
books

TANIA KINDERSLEY

*Als das
Glück uns doch
noch fand*

Roman



Über dieses Buch:

Aus, vorbei und »Mach's gut, Baby«: Iris ist fassungslos, als ihr Freund sie ohne Vorwarnung nach neun Jahren vor die Tür setzt – privat und auch beruflich. Aber zum Glück hat die junge Kunstexpertin ihren buntgemischten Freundeskreis, der sogleich beginnt, mit grimmigem Vergnügen einen wunderbaren Racheplan zu schmieden. Noch dazu wartet bereits ein besonderes Abenteuer auf Iris: Für den sympathischen Kunstsammler Jem soll sie ein verschollenes Gemälde ausfindig machen, ein Madonnen-Bildnis der besonderen Art. Oder sucht Jem ihre Nähe vielleicht aus einem ganz anderen Grund?

»Es ist ein Vergnügen, Tania Kindersleys Bücher zu lesen: Sie hat ihren ganz eigenen Rhythmus, findet immer die richtigen Worte und würzt diesen Roman noch dazu mit witzigen, schlaun Beobachtungen über moderne Kunst.«
Mail on Sunday

Über die Autorin:

Tania Kindersley, Jahrgang 1967, studierte in Oxford Geschichte und lebte lange Zeit in London, bis sie sich aus der hektischen Metropole zurückzog und ihr Glück in Schottland fand. Sie hat zahlreiche Romane und Sachbücher veröffentlicht und arbeitet heute unter anderem als Schreibcoach.

Mehr Informationen über Tania Kindersley finden Sie auf ihrer Website: taniakindersley.com

Bei dotbooks veröffentlichte Tania Kindersley ihre Romane »Und morgen geht das Leben weiter«, »Ein Rezept zum Glücklichein«, »Zwei Schwestern von allerbestem Ruf«,

»Eine englische Sommerliebe«, »Ein Kuss in aller Unschuld«, »Auf immer, nicht ewig« und »Eine Sommerliebe in Notting Hill«.

eBook-Neuausgabe Januar 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2000 unter dem Originaltitel »Elvis has left the building« bei Hodder and Stoughton, A division of Hodder Headline, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Liebe, irgendwie« im Knaur Taschenbuch Verlag.

Copyright © der Originalausgabe 2000 by Tania Kindersley

Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2003 bei Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von shutterstock.com.

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-96655-928-7

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben

haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Als das Glück uns doch noch fand« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Tania Kindersley
Als das Glück uns doch noch fand

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Volk

dotbooks.

Für meine Schwester

Kapitel 1

Als ich Fred kennen lernte, war ich einundzwanzig. Es war an einem Sonntag Ende Mai, und die Sonne schien von einem matten blauen Himmel. Ich spazierte zum Fluss hinunter und dann an ihm entlang zur Tate Gallery. Ich mochte die Tate und wollte mir nur mal wieder ein paar Sachen dort ansehen, die mir besonders gefielen. Am Ende eines schäbigen Ganges hingen ein Calder-Mobile, das man glatt übersehen konnte, wenn man nicht darauf achtete, und ein roter Rothko, von dem ich jedes Mal wieder hingerissen war. Es hätte jedes x-beliebige Museum an jedem x-beliebigen Tag sein können, aber es war genau dieses.

In jedem Museum erreicht man irgendwann den Punkt, wo man genug gesehen hat, wo eine ästhetische Überladung der Sinne einsetzt und man ganz schnell mit gesenktem Kopf und starrem Blick zum nächsten Ausgang marschieren muss, damit man auch nicht ein einziges weiteres Bild mehr sieht. Diesen Punkt erreichte ich, als ich gerade durch den Turner-Saal schlenderte, was mir ganz recht war, weil ich Turner noch nie besonders gemocht hatte, obwohl ich wusste, dass man ihn mögen sollte. Das war irgendwie alles zu üppig, fand ich immer, zu opulent; es erinnerte mich an Geld, nicht an Kunst. Ich eilte durch die marmorne Eingangshalle, erfüllt vom Gemurmel der sonntäglichen Massen, und in den hellen Tag hinaus, ein echter Schock nach dem fein regulierten, mattgelben Licht in den hohen Sälen drinnen. Ich setzte mich auf die weiße Treppe und blickte über den Fluss hinaus, der zügig in die falsche Richtung floss. Er war bleigrau und

reflektierte die Sonne in schmalen, emporschießenden Lichtflecken. Bald darauf merkte ich, dass ein Mann vor mir stand. Ich blickte auf und musste wegen der Sonne die Augen ein wenig zusammenkneifen.

Er sagte: »Sie sehen aus wie eine Fotografie.«

Na, das war ja mal eine Masche. Ganz schön stark. Noch nie hatte jemand etwas auch nur annähernd so Tolles zu mir gesagt, nicht einmal meine Freundin Stella, die schon so einiges sagte, wenn sie in Stimmung war.

Ich hob die Hand gegen das Sonnenlicht und sah nur die Silhouette eines großen, dunklen Mannes im Gegenlicht, mit aufrechter Haltung und geraden Schultern. Das Haar war zurückgekämmt, vielleicht sogar mit Pomade oder Haaröl geglättet, was ihn wie einen aufregenden Fremden aus einem alten Film wirken ließ, und er trug einen schmal geschnittenen dunklen Anzug und ein weißes Hemd, und ich dachte, eigentlich sah *er* aus wie eine Person auf einem Foto.

»Sind Sie eben da herausgekommen?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Möchten Sie vielleicht einen Kaffee trinken gehen?«, fragte er weiter.

Im Nachhinein fand ich es merkwürdig, dass er einfach so auf mich zuging und mich ansprach. Damals fand ich das aber überhaupt nicht seltsam. Vielleicht lag es daran, dass er so gar keine Verlegenheit oder Zurückhaltung zeigte; er hatte nichts Gekünsteltes oder Steifes an sich. Er lud mich einfach auf einen Kaffee ein, als sei das etwas, was man bei fremden Frauen jeden Tag tut.

»Ich heiße Fred«, sagte er unterwegs am Embankment.

»Und ich Iris«, sagte ich. »Iris Spent.«

»Das ist vielleicht ein Name«, sagte er.

Wir tranken unseren Kaffee in einem wenig denkwürdigen Café hinter der Victoria Station. Es war einer von diesen anonymen Läden, wo die Leute einander

nicht ansahen oder sich unterhielten; der Boden war mit Linoleum ausgelegt und das Fenster schmierig.

Ich weiß nicht mehr, worüber wir sprachen.

Ich erinnere mich nur daran, dass ich in sein Gesicht sah und mich beherrschen musste. Und daran, wie ich dachte, dass seine Haut einen feinen, glatten Schimmer hatte, den ich noch nie bei einem Mann gesehen hatte; ich fand, sie sah aus wie irische Haut, sie hatte so etwas Keltisches an sich. Ich fragte mich auch, ob Fred ein irischer Name sei; ich fragte mich, ob sich irgendwann herausstellen würde, dass er noch eine Urgroßmutter in Killarney hatte. Seine Augen waren so dunkel, dass sie beinahe schwarz schienen. Ich dachte damals, dass ich noch nie jemanden mit solchen Augen gesehen hatte.

Ich weiß aber noch, dass er mich jedes Mal, wenn ich aufblickte, direkt ansah, so dass ich wieder wegschauen musste, auf sein Ohr oder die rote Tischplatte.

Er schrieb sich meine Nummer auf und sagte, er würde sich melden, und dann ging er.

Auf dem Heimweg dachte ich darüber nach, was er gesagt hatte: dass ich aussähe wie eine Fotografie. Es gibt ein Foto von Lee Miller, das ein Russe namens George Hoyningen-Huene aufgenommen hat; ich habe es mit siebzehn einmal gesehen und es nie vergessen. Sie steht breitbeinig mit dem Rücken zur Kamera, die Füße in Hanf-Sandalen. Mit dem Gewicht auf der rechten Hüfte blickt sie über die linke Schulter zurück und hat ein feines Lächeln im Gesicht, als wüsste sie, dass die Kamera da ist, aber es ist ihr egal.

Bei diesem Lächeln fragt man sich, ob sie mit Huene schläft und ihn quälen will mit ihrer Nonchalance. Sie ist braun und weiß und glatt und pur und perfekt, und das Bild ist ganz statisch, nur über die Kokosmatte, auf der sie steht, läuft ihr Schatten, als wolle er aus dem Rahmen rennen. Ihr kurzes Haar liegt dicht am Kopf an, und die Sonne küsst es, und all das berührt sie gar nicht. Später

habe ich in einem Buch gelesen, dass dieses perfekte, ungerührte Mädchen Krieg und Drogen und Verlust und Alkohol und Verzweiflung durchmachen würde; das machte mich traurig, und danach musste ich immer an dieses Foto denken.

An jenem Sonntag, als ich Fred kennen lernte, dachte ich daran, weil mein Profil dem von Lee Miller ähnelt – nur ein bisschen, eine lange Nase und das flächige Gesicht, und damals trug ich das Haar sehr kurz. Ich fragte mich, ob er ausgerechnet an dieses Foto gedacht hatte. (Von vorn sah ich ihr überhaupt nicht ähnlich: Mein Gesicht ist klein und viereckig und voller Sommersprossen; ich habe schräg stehende graue Augen, die in der Sonne blau wirken, und schnurgerade Augenbrauen ohne die geringste Wölbung, und ich habe mir immer die goldene Schönheit von Lee Miller ersehnt, aber ich besitze sie einfach nicht, da kann man nichts machen.)

Jahre später fiel es mir wieder ein, und ich fragte Fred, ob er diese Fotografie gemeint hatte, doch er sagte, die hätte er noch nie gesehen.

Zwei Tage lang tat sich gar nichts. Ich ertappte mich bei dem Gedanken daran, wie er ausgesehen hatte, als er mich ansprach, das Gesicht im Gegenlicht kaum zu erkennen. Ich konnte nicht schlafen und lag nachts im Bett, dachte an jede Einzelheit unserer Begegnung und versuchte, zwischen den Zeilen zu lesen. Ich hatte erst einmal solche Sehnsucht nach jemandem verspürt: Mit neunzehn arbeitete ich in einer Bar und hatte mich in den Barkeeper verguckt. Er war zehn Jahre älter als ich, souverän und gebildet, und wir wurden Freunde, weil wir über die gleichen Sachen lachten.

Ich musste immerzu an ihn denken; mein ganzer Körper tat weh, so sehr sehnte ich mich danach, dass er sich in mich verliebte; diese Begierde, diese Sehnsucht wurde zu

einem schlimmen, stechenden Schmerz zwischen meinen Schulterblättern. Immer wieder ging mir durch den Kopf: Ich muss etwas sagen, ich muss es ihm sagen, dann weiß ich wenigstens Bescheid. Alles, so glaubte ich, wäre besser als diese Ungewissheit. Ich dachte: Das sind die Achtziger, ich frage ihn einfach. Ich stellte es mir vor, malte mir die Szene genau aus. Ich konnte sogar den freundlichen, mitfühlenden Ausdruck auf seinem Gesicht vor mir sehen, wenn er sagte: »Für mich bist du nur eine gute Freundin.« Ich konnte die mitleidige Furche in seiner Stirn sehen, wenn er sagte: »Es liegt nicht an dir, nur an mir.« (Es liegt nicht an dir, nur an mir; das war mal eine ganz neue Lüge.)

Ich trug die Sehnsucht und den Schmerz mit mir herum, bis ich eines Tages zur Arbeit kam und sie mir sagten, dass er einen Job in Glasgow gefunden und gekündigt hatte. An jenem Abend ging ich nach Hause und weinte im Bad, und am nächsten Tag war ich ungeheuer erleichtert, weil es vorbei war und mir nicht mehr jeder Knochen im Leib wehtun musste.

Dann kam Fred, dieser Fremde, dessen Nachnamen ich nicht einmal kannte, und ich sehnte mich schmerzlich nach ihm, was mich an das letzte Mal erinnerte, als sei dieser Schmerz nie abgeklungen (und mein Körper sagte: Oh nein, nicht das schon wieder), und das machte mich so wütend, dass ich nicht mehr wusste, was ich tun sollte.

Ich weigerte mich, auch nur daran zu denken, hörte meinen Anrufbeantworter nicht ab und tat so, als sei er mir völlig egal, denn er war ja nur ein Mann und ich hatte was Besseres zu tun, und dann am fünften Tag, als ich mir eingeredet hatte, dass ich nie wieder an ihn denken würde, nie im Leben, rief er an und lud mich ein; seither waren wir ein Paar.

Wir waren ein Paar bis zu einem bestimmten Freitagabend neun Jahre später, diesmal im März, dem

Frühlingsanfang, dem Beginn der offiziellen Sommerzeit, dem Freitag, an dem er mit mir Schluss machte.

Ich konnte nicht einmal sagen, warum oder wie oder was. Er sagte es so normal und vernünftig und nüchtern, dass ich einfach nur dasaß und ihn anstarrte, und bevor ich schreien oder weinen oder ihn beschimpfen konnte, verließ er die Wohnung mit einer Tasche unter dem Arm und sagte, er werde seine restlichen Sachen abholen lassen. Das war das Ende von Fred und mir: Nach neun Jahren ging er mit einer Tasche in der Hand zur Tür hinaus. Ich nehme an, so etwas passiert jeden Tag, aber mir war es noch nie passiert, und es kam mir so beispiellos vor, so gestaltlos. Ich wusste nicht, was ich tun oder wohin ich gehen sollte; ich wusste nicht, was als Nächstes kam. Ich dachte mir, ich muss das schon in Filmen gesehen haben, ich muss das schon in einem Buch gelesen haben, dafür muss doch eine Reaktion vorgesehen sein, an die ich mich halten könnte. Sollte ich jetzt mit Geschirr werfen, mich volllaufen lassen oder einen Exfreund anrufen und mit ihm schlafen?

Eine Woche lang tat ich gar nichts. Ich saß nur da, war nicht wirklich existent, in einem dumpfen Schwebestand, und wartete darauf, dass etwas geschah.

Wenn man jemanden liebt und dieser Jemand diese Liebe nicht erwidert, dann tut das so sehr weh, dass man es gar nicht an einem Stück fühlen oder darüber nachdenken kann. Und das Schlimmste ist, während man versucht, den Schock zu verkraften und das Gefühl zu begreifen, als hätte man einen schlimmen Autounfall erlebt, während man ein Loch im Bauch hat, als hätte jemand eine Hand zum Magen reingeschoben und ziehe daran, wenn einem der Kopf wehtut, als stecke er in einem Schraubstock, und man sich der Kontrolle über die eigenen motorischen Funktionen nicht ganz sicher ist, während all das vor sich geht, spukt einem, als sei das nicht schon genug, eine Stimme im Kopf

herum, zieht eine Endlosschleife und sagt: Wie konntest du nur so dumm sein, wie konntest du nur so blöd sein, was stimmt nicht mit dir?

Es gibt noch eine andere Stimme, die sagt: Worüber regst du dich eigentlich so auf? Du bist eine intelligente, unabhängige Frau am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, und Tausende Frauen haben darum gekämpft, dass du dich nicht mehr so fühlen musst. Du bist emanzipiert worden, damit du dich nicht mehr so fühlen musst.

Dann sagt man sich: Er ist nur ein Mann, und da draußen gibt es Leute, die haben Krebs und Hepatitis C und andere Krankheiten, für die es noch nicht mal einen Namen gibt; man sagt sich, dass es in Russland eine Form von Tbc gibt, die eine Immunität gegen Antibiotika entwickelt hat; man weiß ja, dass es auf dem Balkan ethnische Säuberungen gibt und dass El Niño Überschwemmungen in Polen und Waldbrände in Mexiko verursacht. Du hingegen bist vollkommen gesund, du hast ein Dach über dem Kopf, bist nicht HIV-positiv (oder doch?), du hast gute Freunde und einen Job und du lebst nicht in einem Pappkarton oder bist abhängig von Methadon. Man zählt sich alle diese Segnungen vor, immer wieder; und es hilft überhaupt nichts.

Ich habe alles gezählt, womit ich gesegnet bin. In jener ersten Woche blieb ich eine ganze Nacht lang auf und erstellte eine Liste, schrieb alles auf, was mir einfiel.

Ich saß da bis zum Morgengrauen und hörte mir ein trauriges Album namens *Pink Moon* an, aufgenommen von einem Kerl, der sich mit sechsundzwanzig umbrachte, weil niemand seine Platten kaufen wollte, ich zählte also alles auf, womit ich gesegnet war, jedes einzelne Plus.

Um sechs Uhr morgens, als draußen die Vögel zeterten und das Morgenlicht schon dunstig wurde vom Schmutz der Stadt, der von den Straßen aufwirbelte, las ich diese

Liste durch, all die wunderbaren Sachen, mit denen ich gesegnet war, und ich wusste, dass in diesem Moment nichts davon zählte.

Verlassen zu werden, hat so etwas schrecklich Abgedroschenes, Verbrauches, weil man weiß, dass das schon so vielen Leuten vorher passiert ist und noch vielen nachher passieren wird. Es ist so vertraut und wohl bekannt, doch zugleich völlig finster und neu.

Keiner von uns glaubte an die Ehe, da waren wir uns immer einig. Fred grauste vor allem, was nach Bourgeoisie roch, dabei gehörte er selbst dazu, daher kam er; er rebellierte gegen seine Eltern - deshalb war er so gut in seinem Beruf. Wir dachten nie an Kirchen, weiße Kleider, alte Verwandte und Leute mit Hüten, wir wollten nichts unterschreiben, was uns gesetzlich verpflichtete. All das wiesen wir von uns, denn wir waren Freigeister, natürlich waren wir das, dies waren die Neunziger: Das Jahrtausend ging zu Ende, und es gab keine Regeln mehr. Das Persönliche ist politisch, das sagten jedenfalls die Leute (die Frauen), und ich glaubte ihnen. Aber für mich war es mehr als das: So dachte ich einfach nicht. Ich wollte nie, dass jemand auf einer gepunkteten Linie unterschrieb und bei mir blieb wegen eines Stücks Papier, weil es sich so gehörte oder weil er sich schämte. Ich wollte, dass er aus freien Stücken blieb; ich wollte nie jemanden an mich fesseln. (Leute, die meinen, sie verstünden was davon, erklärten das für unrealistisch.)

Aber ich dachte schon, dass es immer so weitergehen würde, selbst wenn er das nicht vor versammelter Gemeinde versprochen hatte. Ich dachte, es würde immer so weitergehen, weil ich es wollte, als könne bloßes Wünschen dafür sorgen, dass die Dinge laufen wie geplant. In diesem stillen Einverständnis ging es mit uns weiter, durch unsere Zwanziger. Die verbrachte ich zum größten

Teil damit, mich zu verändern; Fred blieb immer derselbe. Das gefiel mir an ihm. Ich hatte Stabilität noch nie zuvor erlebt: Für mich war das ganz neu, und ich stellte fest, dass es mir gefiel. Fred war vier Jahre älter, aber das bedeutete anscheinend nicht, dass er Sachen wusste, die ich noch nicht herausgefunden hatte. Er war mehr herumgekommen, das war alles. Nach der Schule hatte er sich ein Jahr freigenommen und war mit dem Rucksack um die Welt gereist, wie alle anderen außer mir.

(Ich blieb in London, arbeitete in einer Kneipe und machte meinen Abschluss in Unerwiderter Liebe.) In seinem Pass gab es Stempel von Indonesien und den Osterinseln, Sri Lanka und Guatemala, Nepal und den Philippinen. Er hatte ein paar seiner Fotos zu Postern vergrößern lassen und in seinem Badezimmer aufgehängt, Sonnenuntergänge über dem Meer und Straßenkinder, die um Dollars bettelten. Einzig auf diese Weise stellte er eine gewisse Eitelkeit offen zur Schau.

Ich dachte, wir seien auf ewig ein Paar, weil niemand je etwas anderes behauptet hatte. Ich dachte, wir seien ein Paar bis ans Ende aller Tage, weil wir so gut zusammenpassten, zwei Teile in einem durcheinander gewürfelten Puzzle; denn wenn ich bei ihm war, hatte ich das Gefühl, hierhin zu gehören, so eine ganz bestimmte Gewissheit. Danach, als er mit seiner Tasche in der Hand zur Tür hinausgegangen war, saß ich in meinem Zimmer und fragte mich, warum ich es nicht hatte kommen sehen.

Sagen das alle? Bestimmt sagen das alle. Bestimmt sitzen sie auf ihrem Sofa, plötzlich ein Sofa nur für einen allein, legen den Kopf in die Hände und fragen sich: Wie konnte ich mich nur so täuschen? Wie konnte ich so blind sein? Wie kann es sein, dass ich das nicht habe kommen sehen? Wie?

Und natürlich: Warum. Weil es auf diese Frage nie eine gute Antwort gibt. Selbst wenn Fred mir hätte sagen können, warum, wenn er es klar und deutlich gemacht, es ausgesprochen, es im ABC der Entschuldigungen hätte buchstabieren können, so hätte das doch nichts erklärt.

In der Woche, nachdem er gegangen war, saß ich in meinem Zimmer und spulte alles noch einmal im Geiste ab, in der Hoffnung auf Trost, in der Hoffnung auf irgendetwas.

Der erste Abend, jener Freitagabend, an dem sich alles änderte, aus heiterem Himmel:

Er kam spät nach Hause. Fred leitete eine Galerie, die zeitgenössische Kunst verkaufte, in einer schummrigen Sackgasse, die so eben nicht mehr zum In-Viertel gehörte, im verlorenen Hinterland nördlich der Oxford Street, in dem Irrgarten von Straßen, bevor man nach Marylebone kommt, bevor man die Harley Street erreicht mit den noblen Arztpraxen und den in zweiter Reihe geparkten Mercedes-Limousinen, in diesem schäbigen Niemandsland, das nicht mal einen Namen hat. Aber trotz alledem zog die schicke Bond-Street-Herde immer gern herüber, wenn eine neue Ausstellung eröffnet wurde, denn da versammelten sich die wilden Jungs, die neuen Talente. Das war Freds Begabung: Er vermochte den nächsten großen Trend schneller zu erschnüffeln, als man »viel Geld auf der Bank« sagen konnte.

Wir arbeiteten zusammen. Die Leute sagen immer, man solle Geschäft und Vergnügen nicht vermischen, aber bei uns lief es sehr gut. Oder zumindest war es bis dahin sehr gut gelaufen.

Ich ging an jenem Abend früh nach Hause und wartete; er sagte, er wolle um sechs nachkommen, aber das tat er nicht. Er kam viel später, ganze zwei Stunden später, aber ich dachte mir immer noch nichts dabei.

Das Erste, was mir merkwürdig erschien, war, dass er nicht hereinkam und sich setzte. Wir lebten nicht zusammen, aber wir besuchten einander so oft, dass wir in

der Wohnung des anderen praktisch zu Hause waren. Wenn er mich also besuchte, spazierte er herein, ging direkt zum Kühlschrank, holte sich ein Bier und setzte sich auf das grüne Sofa. Meine Wohnung war klein, dafür war sie berühmt, das war das Besondere daran; es gab zwei Sofas und einen niedrigen Tisch mit einer Lampe und einer durchscheinenden gelben Glasschale vom Antikmarkt in der Bermondsey Street, und über dem Kamin hing ein blaues Bild.

An jenem Abend hörte ich die Tür aufgehen, ich hörte seine Schritte auf dem Parkett, aber er ging nicht zum Kühlschrank und setzte sich nicht hin.

Ach, das ist so jämmerlich banal, nicht? (Erinnern Sie sich an Humphrey Bogart in *Casablanca*? Wie er so überdrüssig und zynisch und abgeklärt zu Ingrid Bergmann sagt, dass die Geschichten alle gleich seien, dass sie immer damit anfangen, dass ein Mädchen einen Mann kennen lernt, wie sie alle dahinplätschern zur Melodie eines alten Klaviers aus dem Hinterzimmer.)

Fred kam und blieb vor mir stehen, und weil sich hinter ihm ein Oberlicht befand und das letzte Tageslicht von Westen hereinströmte, trug er einen strahlenden Heiligenschein aus Sonnenlicht um den Kopf, und ich konnte sein Gesicht nicht deutlich erkennen, genau wie bei unserer ersten Begegnung, und plötzlich saß ich wieder auf den Stufen vor der Tate, ich war dieses einundzwanzigjährige Mädchen auf dem Foto und kannte nichts als Schwarz und Weiß.

Damals dachte ich mir nichts Schlimmes, aber als er sich nicht hinsetzte, wusste ich sofort, dass etwas nicht in Ordnung war, so was merkt man eben. Ich habe noch nie ein Buch gelesen oder einen Film gesehen, in dem diese Szene kommt und die Frau es nicht merkte, es nicht einfach wusste, in dem ihr nicht bis ins Mark, bis tief in den Bauch hinein klar war, dass etwas nicht stimmt, wenn sie sich nur so vor dich hinstellen und dich mit diesem Blick

ansehen. Sie kennen diesen Blick, Sie haben ihn auch schon gesehen. Er ist zögerlich und zugleich verstockt, er ist ungeduldig und zurückhaltend, ein wenig verwirrt und beinahe ärgerlich. Es ist dieser paradoxe Blick, der weitervererbt wird, von einer Generation zur nächsten, damit jeder, der ihn sieht, sofort weiß, dass etwas nicht stimmt.

Ich hatte das seltsame Gefühl, dass ich das Skript schon kannte.

Ich fragte: »Was ist?«

Er holte tief Luft, stieß sie aus und sagte: »Ich will nicht mehr mit dir zusammen sein.«

Obwohl ich gewusst hatte, dass etwas nicht in Ordnung war, hatte ich nicht geahnt, was, bis er es einfach so aussprach, so nüchtern und unverblümt. Nichts, aber auch gar nichts hatte mich davor gewarnt. Wir hatten uns nicht gestritten oder angefaucht; wir waren nie herabgesunken auf Dinge wie kein Sex, langes Schweigen und kleine, fiese Seitenhiebe in der Öffentlichkeit. Ich hatte das bei anderen Paaren gesehen. Aber wir waren nicht so.

Ich sagte: Ich verstehe das nicht. Dann sagte ich: Das kann nicht sein, du musst dich in der Tür geirrt haben, in der Frau. In meinem Kopf, wo plötzlich alles durcheinander schwirrte, sagte ich: Du solltest wieder rausgehen und noch mal reinkommen und von vorn anfangen.

Laut sagte ich gar nichts.

Ein Anflug von Erleichterung zeigte sich auf seinem Gesicht. Ich fragte mich, ob er das hier lange geplant hatte, ob er versucht hatte, den richtigen Zeitpunkt zu erwischen. Vielleicht hatte er mir das schon seit Wochen mitteilen wollen. Im Februar waren wir übers Wochenende nach Barcelona geflogen; wir waren lange aufgeblieben, hatten Tapas gegessen und in dem weiß gekachelten Hotelbad zusammen gebadet. Als er so vor mir stand und sein Gesicht sich aufhellte, weil er das getan hatte, wozu er hergekommen war, fragte ich mich, ob er schon die ganze

Zeit darüber nachgedacht hatte, wann er mir das sagen sollte. Es muss hart sein, jemandem beizubringen, dass man ihn nicht mehr will.

»Na dann«, meinte er, »hole ich mal meine Sachen.«

Er ging zum Schrank bei der Tür und suchte die kleine Tasche heraus, in der er Kleidung und Toilettensachen zwischen unseren Wohnungen hin- und hertrug.

Er nahm sie mit ins Bad und schloss die Tür.

Da wäre ich beinahe ausgerastet. Weil sich die Tür hinter ihm schloss. Er machte normalerweise nie die Tür zu.

Wenn einem kaum etwas geblieben ist, scheint der Stolz sich als Letztes zu verabschieden. Ich wollte nicht, dass er mich weinen sah, also schluckte ich die Tränen hinunter, und als er aus dem Bad kam und zu den Regalen ging und seine Bücher herausnahm (E.H. Gombrichs *Die Geschichte der Kunst*; John Richardsons Band über Picasso; Norman Davies' *Geschichte Europas*; David Sylvester, *Moderne Kunst*. Keine Romane, nur Sachbücher; Fred glaubte nicht an Märchen), saß ich ganz ruhig und gelassen da und sah ihm zu.

Unergründlich, dachte ich, gib dich unergründlich. Wer war noch gleich unergründlich? War das Buddha? War es die Sphinx?

Fred sagte: »Den Rest hole ich ein andermal.«

Ich fragte mich, was das heißen sollte. Er hatte doch kaum etwas hier. Wollte er wiederkommen und die Plattensammlung durchsehen, ob sein *Abbey-Road*-Album auch nicht versehentlich bei mir stand?

Ich nickte. Ich konnte nicht sprechen. Ich hatte das schreckliche Gefühl, dass ich, wenn ich auch nur den Mund aufmachte, über den ganzen Fußboden kotzen würde.

Er wandte sich zum Gehen. Blieb stehen. Dann blickte er zu mir zurück. Eigentlich nicht direkt zu mir – er schaute um mich herum, auf meinen Ellbogen, mein linkes Ohr, auf

die Wand hinter meinem Kopf. Schließlich runzelte er die Stirn, als wäre ihm gerade etwas aufgefallen.

»Es tut mir Leid«, sagte er.

Dann ging er zur Tür, drei Schritte über das Parkett, drei säuberliche, leise Schritte, und danach öffnete er die Tür mit der linken Hand, ging hinaus und schloss sie mit einem leichten doppelten Zug, als wolle er sichergehen, dass sie auch wirklich ganz zu war.

Es dauerte einen Moment. Ich fühlte mich, als sei ich an eine Wand genagelt worden. Obwohl ich nicht sicher bin, ob das stimmt. Es war gar kein richtiges Gefühl: Einen Moment lang spürte ich nämlich gar nichts. Es war, als hätte man mit einem Schwamm alle Empfindungskraft aus mir herausgewischt. Dann geschah etwas Bizarres. Mein Kopf fiel zwischen die Schultern zurück, als hätte irgendetwas, ein starker Windstoß, ihn erfasst, und ein plötzliches Entsetzen traf mich so heftig, wie wenn man ein zertrümmertes Auto sieht, mit den Leichen noch drin.

Ich schnappte nach Luft, holte scharf Atem und gab einen Laut von mir, einen schrecklichen, unmenschlichen Laut, wie ein Ächzen. Dann weinte ich. In einem Augenblick war mein Gesicht noch trocken und meine Brust ganz ruhig, und im nächsten Moment lief mir das Wasser nur so über die Wangen, tropfte auf mein T-Shirt, und ich schluchzte wie ein kleines Kind. Ich war wie wahnsinnig, von Panik überfallen, als sei ich außer Kontrolle geraten, als hätte ich etwas losgelassen, das ich nie wieder einfangen konnte.

Aber ich weiß nicht, warum ich Ihnen das alles überhaupt erzähle, denn wahrscheinlich kennen Sie das. Weil Ihnen das wahrscheinlich auch schon passiert ist.

Kapitel 2

Am Anfang, in der ersten Nacht, herrschten verständnisloser Schmerz und Schock. In der Woche danach wurde daraus ein Nichts, ein Schwebезustand, eine Leere.

Nach dem ersten Mal weinte ich nicht wieder. Vielleicht hatte es mich zu sehr geängstigt. Es war so archaisch und gewaltig gewesen. So hatte ich noch nie geweint, außer damals, als meine Mutter mich verließ.

Ich saß zu Hause herum, weil ich nicht wusste, was ich tun sollte. Auf einmal war ich so verwirrt und planlos.

Ich konnte nicht zur Arbeit gehen, weil ich mit Fred arbeitete, und das war nun natürlich auch vorbei.

Also rief ich Michael, der in der Galerie arbeitete, zu Hause an, damit ich Fred nicht sprechen musste, und sagte ihm, dass ich nicht mehr kommen würde. »Fred weiß es wahrscheinlich schon«, fügte ich hinzu. »Was sollte er anderes erwarten? Aber ich dachte, ich sag dir trotzdem Bescheid. Damit du Bescheid weißt. Ich wollte dir nur Bescheid sagen.«

Michael war es peinlich. In seiner Stimme lag Mitgefühl, aber ich merkte, dass er nicht allein im Zimmer war. »Er hat es mir schon erzählt«, erwiderte er.

Es kam mir so vor, als werde alles, was ich wusste und glaubte, unter mir fortgespült, wie Wasser, das in einem Strudel im Abfluss verschwindet. Was sollte das heißen, »Er hat es mir schon erzählt«?

»Du bekommst einen Scheck«, sagte Michael. »Eine Abfindung, so was in der Art. Du bekommst Geld.« Als würde dadurch alles leichter.

Im Hintergrund knallte jemand eine Tür zu. Ich hörte Stimmen am anderen Ende der Leitung, schwatzende abendliche Stimmen, da draußen in der Stadt, wo Menschen Spaß hatten.

»Es tut mir Leid«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich. »Das sagen sie alle.«

Ich blieb zu Hause und ließ die Rollos unten aus Angst vor dem Licht. Ich badete viel. Dann kam mein Freund Paco aus Paris zurück, wo er das vergangene Jahr verbracht hatte, und das Erste, was er nach seiner Rückkehr tat, war bei mir vorbeizuschauen. Er hielt nicht viel vom Telefonieren.

Ich öffnete die Tür.

»He«, sagte Paco.

Er trug eine schwarze Hose und ein zerknittertes blaues Hemd; seine Haare waren länger als vorher, und er war ein wenig gebräunt, als hätte er ein Wochenende an irgendeinem heißen Ort verbracht; außerdem trug er eine grüne Sonnenbrille und einen Drei-Tage-Bart. Auf dem Rücken balancierte er einen Seesack aus Segeltuch, wie die, mit denen Seeleute in den Vierzigerjahren auf Landurlaub gegangen waren.

Ich merkte, wie ich erschrak, weil es nicht Fred war, der mir sagen wollte, dass er einen schrecklichen Fehler gemacht hatte, weil ich merkte, dass ich eigentlich ihn erwartet hatte. Ich stand da und starrte Paco an, nahm die kleinsten Details seiner Erscheinung in mich auf, als wolle ich mir damit genug Zeit geben, um zu erkennen, dass dies nicht die Szene war, die mein Verstand mir so schnell vorgespielt hatte. Er hatte einen Riss im linken Hosenbein, und um seinen Mund lagen kleine Fältchen von Müdigkeit.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragte er. »Du siehst ja aus wie ein Wrack.«

Er küsste mich auf beide Wangen, legte mir den Arm um die Schultern und drückte mich an sich, und dann kam er herein und stellte seinen Seesack ab und blickte sich um.

»Kann ich ein paar Nächte hier bleiben?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Na dann«, sagte er.

Er ging zum Kühlschrank, holte zwei Bier heraus, gab mir eines davon, setzte sich in eines meiner beiden Sofas, wartete, bis ich in dem anderen saß, lächelte mich an, dass sein Goldzahn blitzte, trank von seinem Bier, stellte es ab, holte eine Packung Zigaretten hervor, eine ausländische Marke, die ich nicht kannte, zündete sich eine an, zog ein paar Mal daran, lehnte sich zurück und sah mir in die Augen.

»Und«, begann er. »Willst du es mir erzählen?«

»Fred hat mit mir Schluss gemacht«, erwiderte ich.

Meine Stimme kam ganz tonlos und stumpf aus meinem Mund, als sei gar kein Leben mehr darin. Die Worte klangen seltsam und fremd, als sollte ich so etwas nur über jemand anderen sagen.

Paco hob die Augenbrauen, verzog den Mund und seufzte laut.

»Ach, Iris«, seufzte er. »Das ist nicht fair.«

»Ha«, sagte ich. »Ich weiß gar nicht, was es ist. Es ist entsetzlich. Aber vor allem ist es merkwürdig.«

»Ja«, meinte Paco.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er hatte lange Finger mit zarten rosa Fingernägeln. Seine Nägel waren immer sehr sauber und perfekt manikürt, was irgendwie überraschte, denn ansonsten sah er nie übermäßig gepflegt aus. Er trug seine Klamotten einfach irgendwie, oft kaum gebügelt, auch sein Haar war manchmal ungewaschen, und meistens hätte er sich mal wieder rasieren können. Aber er hatte wunderschöne, zierliche, saubere Hände, wie ein Pianist. All das fiel mir wieder ein, und plötzlich war ich überglücklich, ihn zu sehen.

»Ach, Paco«, sagte ich. »Ich weiß auch nicht. Er ist einfach eines Abends vorbeigekommen und hat gesagt, dass es aus ist.«

»Einfach so?«, fragte Paco. »Nach neun Jahren?«

»Nach neun Jahren«, bestätigte ich. »Und jetzt stehe ich vor dieser riesigen Leere. Ich habe mich in den letzten sieben Tagen nicht bewegt, nicht gesprochen. Ich konnte nur immer in der Badewanne sitzen.«

»Wie in *Die Glasglocke*«, stellte Paco fest. Er liebte Sylvia Plath, kannte alle ihre Gedichte auswendig. »Vielleicht gibt es Dinge«, fügte er hinzu, »die nicht durch ein heißes Bad zu retten sind, aber ich wüsste nicht, was das sein soll. Irgendwie so.«

Ich starrte ihn stumm an, als spreche er russisch.

»Ich war auch mal verliebt«, sagte er.

Ich sah ihn wieder an, diesmal überrascht. Er wurde ständig von Frauen umschwärmt, aber ich hätte nie gedacht, dass sie ihm so nahe kamen.

»War ich«, bestätigte er, als er meinen Blick bemerkte.

»Das ist lange her. Ein Mädchen, das ich in Mexico City gesehen habe. Sie hat mich nicht mal angeschaut. Es war, als existiere ich gar nicht, als hätte ich mir nur vorgestellt, dass es mich gibt. Sie war ein reiches Mädchen, und ich war ein armer Junge, also war sie vielleicht dazu erzogen worden, mich nicht wahrzunehmen. Das hat mich zum Weinen gebracht.«

»Oh, Paco«, seufzte ich, »ich bin so froh, dass du wieder da bist.«

Wir blieben sehr lange auf. Wir tranken noch ein paar Bier und dann eine Flasche starken Cognac, den Paco am Flughafen in Paris gekauft hatte. Wir hörten uns *Come Fly With Me* von Frank Sinatra an, eines der Alben, die er 1953 für Capitol Records aufgenommen hatte; Billy May hatte

das Orchester dirigiert und die Songs so arrangiert, wie es ihm gefiel.

Billy May stammte aus Pittsburgh und spielte Trompete; Mitte der Vierzigerjahre zog er nach Los Angeles und arbeitete mit Glenn Miller und Alvino Rey; dann ging er mit seiner Band auf Tour, und als er wieder zurückkam, fing Capitol ihn ein und stellte ihn mit Frank in ein Studio. Sie brauchten nur drei Sessions, um das Album aufzunehmen, und, ach, es ist himmlisch. *Come Fly With Me* von Sammy Cohn und Jimmy Van Heusen ist drauf, und *Autumn in New York* von Vernon Duke, und *Isle of Capri* von Will Grosz und Jimmy Kennedy. Das ist die Art von Songs, die alte Leute meinen, wenn sie sagen, dass heute einfach keine solchen Lieder mehr geschrieben werden.

Es war Paco, der mich auf Sinatra brachte, als ich sechzehn war. Wir lernten uns zufällig kennen, in einem Café in Soho an einem schwülen Sommerwochenende. Ich sah mir die Jukebox an auf der Suche nach Duran Duran und Adam and the Ants, denn das war das Zeitalter der neuen Romantiker, aber es gab nur komisches Zeug von Leuten wie Tony Bennett und Bobby Darin, und ich suchte weiter, weil ich nicht recht wusste, was ich nehmen sollte, da stellte sich Paco neben mich und sagte: »Ich würde es mal mit 5A versuchen«, und ich dachte: Was soll's, ein Versuch kann nicht schaden. Also drückte ich 5A, und das war Frank Sinatra mit Johnny Mercers *One For My Baby*.

Es fängt mit fernen, sehnsüchtigen Klavierklängen an, wie in einer Bar im Nirgendwo, in der ein müder Pianist vielleicht nach einem Bourbon und einer Lucky Strike zu viel die Hände über die Tasten gleiten lässt, weil er nichts Besseres zu tun hat. Dann setzt die Stimme ein, leise und resigniert und voll nächtlicher Traurigkeit, sie ist jeder einsame Trinker, den man in jedem Schwarzweiß-Film gesehen hat, in dem ein Weibsbild irgendeinen armen Teufel hat sitzen lassen; jetzt ist er ganz allein, und nur der schweigende Barkeeper leistet ihm Gesellschaft. Dann

setzen diese schmelzenden Streicher ein, so leise, dass man sie kaum bemerkt, das Klavier spielt weiter, Frank singt allmählich lauter, so dass man weiß, es ist ihm ernst, aber dieser Mann kann nicht an gegen die leere Nacht, und obwohl er all dem noch trotzt, weiß man, dass er geschlagen ist; und wenn man denkt, dass man nur dieser Stimme und dem Klavier überlassen ist, ertönt ein furchtbar trauriges Saxophon aus dem Nichts, ein einsames, stürmisches altes Saxophon, die Streicher lodern auf und verglühen, und dann bleiben wieder nur Frank und das Klavier; man kann ihn förmlich sehen, wie er in der dunklen, leeren Kneipe sitzt und auf diese Frau wartet, die nicht wiederkommt, *and it's one for my baby and one for the road.*

Solche Musik hatte ich noch nie gehört. Ich bin nicht damit groß geworden: Meine Mutter mochte Joan Baez und Joni Mitchell und Bob Dylan, denn das war ihre Zeit, das waren ihre Überzeugungen, und als ich dann alt genug war, hörte ich Radio Luxembourg, spät nachts unter der Bettdecke, und die spielten nie so etwas wie Frankie-Boy. Sie spielten junge Musik, nicht dieses Alte-Leute-Zeug. Ich meine, Sinatra war nur irgend so ein Barklimperer, ein Las-Vegas-Typ, wie Sammy Davis Jr. und Dino Martin und die ganzen anderen alten Saufnasen, mehr wusste ich nicht von ihm. Ich kannte *New York, New York* und *I Did It My Way*, denn die kannte schließlich jeder, aber das war auch schon alles.

Dann kam Paco und führte mich zu diesem Song in der Jukebox, und ich spürte, wie sich in meinem Bauch etwas regte, als erkenne ich etwas wieder, wie wenn man nach einer langen Reise zum ersten Mal das Meer sehen kann. So wurden wir Freunde, Paco und ich. Und immer, wenn wir jetzt zusammen sind, hören wir Sinatra, weil das zu der Kurzschrift gehört, die uns zusammenhält; wir müssen gar nichts sagen, aber wir denken an jenes erste Mal und all

die Male seither, bei denen es nur uns und Frankie gab und das ganze andere Zeug gar nicht mehr so wichtig war.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr spät. Das Licht hatte sich schon weit in die Wohnung vorgetastet, und ich war desorientiert und verwirrt, als hätte mich jemand falsch herum hingelegt. Zuerst dachte ich, es wären Leute in der Wohnung, aber das war nur das Radio. Ich setzte mich im Bett auf und schaute durch die offene Tür ins Wohnzimmer hinüber. Pacos Sachen waren auf dem Sofa verteilt; die Kissen waren eingedrückt, wo er geschlafen hatte.

Er stand am anderen Ende des Raumes, wo eine Wand von der Küchenzeile eingenommen wurde. Es gab eigentlich keine Küche: Es gab eine Wand voll Regale für Töpfe und Pfannen, eine Spüle, einen Gasherd und eine Arbeitsplatte, die man herunterklappen konnte. Dort stand Paco, vor sich braune Papiertüten, ein Messer in der Hand, die Ärmel bis über den Ellbogen hoch gerollt, so dass man seine starken, muskulösen Unterarme sehen konnte. Ich saß auf der Bettkante und sah ihm zu. Ich dachte, wenn jemand es nicht besser wüsste, wenn jemand jetzt hereinspazierte, würde er glauben, dass wir beide seit neun Jahren ein Paar waren, man würde glauben, dies seien wahre Häuslichkeit und Vertrautheit. Man könnte glauben, überall müssten Rosen erblühen und Kirschen ohne Kerne baumeln.

Paco blickte auf und merkte, dass ich ihn beobachtete.

»He«, sagte er. »Du hast geschlafen.«

»Ja«, erwiderte ich, »das habe ich.«

»Es gibt Mittagessen«, sagte er. Er hob ein Päckchen auf und winkte mir damit zu. »Ich habe Brasse gekauft«, sagte er. »*Dorade royale*, die bekommt man nicht jeden Tag. Also werde ich sie jetzt zubereiten, auf portugiesische Art.«

Paco behauptete immer, dass alles, was er kochte, portugiesisch sei, was seltsam war, denn er war kein Portugiese und auch noch nie dort gewesen. Er war ein waschechter Straßenköter, eine Promenadenmischung: Seine Großeltern stammten aus Mexiko, Irland, Jamaika und Spanien. Aber er kochte immer portugiesisch. Dabei bedeutete das eigentlich nur, dass alles im Ofen gebacken wurde, mit reichlich Olivenöl und Kartoffeln.

Ich hatte gar keine Lust auf Fisch, aber ich dachte, ich sollte etwas essen. Ich duschte und zog mich an, dann ging ich hinaus und setzte mich neben Paco auf einen Hocker und sah zu, wie er viel zu schnell Kartoffeln in Scheiben schnitt.

»Die Kartoffeln kommen so da rein«, sagte er und legte sie in Reihen in eine flache Pfanne. »Dann kommen Zwiebeln drauf und dann die geheime Grüne Sauce«, sagte er und zeigte es mir. Er hatte jede Menge geheimer Grüner Saucen; ich konnte den Unterschied nicht immer erkennen. »Danach«, sagte er und packte den Fisch aus, der dick und silbrig war und ein schwarzes Zeichen wie das Kainsmal direkt hinter dem Kopf hatte, »legt man den Fisch hinein, gibt Olivenöl darüber und ein wenig Meersalz, und dann wird er gebacken.«

So verschwand alles im Ofen, und wir tranken einen Kaffee und warteten, bis es fertig war.

»Stella hat angerufen«, bemerkte Paco. »Sie sagt, sie hält es in New York nicht mehr aus. Sie kommt auch nach Hause.«

»Das ist schön«, entgegnete ich. »Ohne Stella ist es einfach nicht dasselbe.«

Stella Parker war die Dritte im Bunde aus den alten Zeiten. Jetzt ist sie berühmt, die Leute kennen ihren Namen, aber damals, als wir sie zum ersten Mal trafen, war sie einfach nur Stella, und niemand wusste so recht, was man von ihr halten sollte.

Ich bin ihr begegnet, kurz nachdem ich nach Soho gezogen war, mit siebzehn. Meine Mutter verließ England, als ich fünfzehn war, und danach lebte ich zwei Jahre lang bei meiner Tante Ursula und meiner Cousine Pansy in einem kleinen Zimmer in ihrem Haus auf dem Primrose Hill. Im Norden Londons habe ich mich nie wohl gefühlt. Ich mochte das nicht, viel Platz und Charme und Gärten und großzügige Edwardianische Häuserzeilen: Ich wollte Asphalt und Neonlicht und hartes Pflaster und Nutten und Zuhälter und Dealer und Junkies und Rock and Roll.

Ich konnte Primrose Hill nicht ausstehen wegen dieses aufgesetzten ländlichen Charmes: Es saß da oben auf seinem Hügel, schaute auf alle anderen herab und bildete sich unendlich viel ein auf seine ach so schicken Restaurants mit ihren weißen Spitzenvorhängen und ihren exorbitanten Preisen, genauso wie auf seine voll gestopften Boutiquen, die Olivenöl aus Umbrien und fünf verschiedene Sorten Kaffeebohnen feilboten, und auf seine altmodischen Buchläden, wo man alles kaufen konnte außer einem Buch, das man tatsächlich lesen wollte. Ich war fünfzehn, was erwarteten sie auch von mir? Primrose Hill bedeutet für jeden Teenager den Tod: Es quillt förmlich über vor mittlerem Alter und Mittelschicht, und wenn man von einem Außerirdischen dort abgesetzt würde, könnte man meinen, dass die ganze Welt aus poliertem Pinienholz und Kletterrosen besteht.

Ich saß auf dem Hügel und träumte von der Stadt. Ich verbrachte mein junges Leben in der U-Bahn, auf der Jubilee Line von der Finchley Road über St. John's Wood, Swiss Cottage (Warum? Warum nur? Was um Himmels willen sollte dieses dämliche Cottage da mitten drin?) zur Bond Street. Manchmal stieg ich dort aus und ging zu Fuß, vorbei an den Geschäften mit den breiten, glitzernden Schaufenstern und den Auktionshäusern und Kunsthändlern mit ihren diskreten kleinen Türen, den ganzen Weg bis zur Picadilly, am Triumphbogen der Royal